

Entwurf einer Informationsphilosophie

Internet oder das allmähliche Verschwinden der Schule?

Werden unsere Kinder auch in Zukunft noch (physisch) zur Schule gehen, wo doch das Gute (das gute Lernprogramm) so nahe liegt (über das Internet auf dem PC)? Der Autor argumentiert, dass die Antwort darauf nicht von technischen Gegebenheiten – der Qualität von Angeboten und der Länge der Zuwege (ob zum Programm oder zur Schule) – abhängig sein kann. Falsch wäre auch, sich an extremen Alternativen zu orientieren, also etwa an der Gegenüberstellung einer Paukerschule in fossiler Bildungslandschaft und einer virtuellen Schule in einer Cyber-Demokratie.

Die Zukunft ist kaum je extrem und überraschend anders, sondern weitgehend angelegt und bestimmt: durch das Bestehende – zudem in vielen vorweggenommen durch Erkenntnisse und Erfahrungen der Vergangenheit. Die Kunst der Erneuerung besteht darin, die richtigen Vorzeichen zu setzen, die notwendigen Anpassungen vorzunehmen, aus der Festgefahrenheit herauszufinden und zu neuen Denkmodellen vorzustoßen. Um „**Schule neu zu denken**“ (Hartmut von Hentig) eignet sich Medienpädagogik als eine aus unserer Zeit herausgewachsene Rahmendisziplin, weil just (wie im Falle von Internet) Anstöße zu Umbildungen von Mediensituationen ausgehen können. Es gibt nicht nur die Tendenz, dass Freizeit in die Schule hineinwächst oder gar – siehe Beispiel Internet – den Unterricht durchwächst, es ist umgekehrt auch so, dass „Schule“, unterrichtliche Tätigkeiten (abermals Internet) und soziale Beziehungen, die an die Schule gebunden sind, auch in die Freizeit hineinreichen. Aber nur schon bei der Besinnung auf den Grundauftrag von Schule, nämlich die Einführung in Kulturtechniken und die Tradierung kultureller Werte, wird als unverzichtbare Basis eine Institution Schule vorausgesetzt. Dazu kommt ein Updating der herkömmlichen Fertigkeiten gerade im Zusammenhang mit den neuen Medien. Es geht dabei um nichts Geringeres als eine zweite Alphabetisierung.

Aufbruch zur zweiten Alphabetisierung

Wer gestern A sagte wie Alphabetisierung, muss heute B sagen wie Bildalphabetisierung – und C wie Computeralphabetisierung. Die klassischen Kulturtechniken Lesen und Schreiben sind heute um die Mediendimension sinnvoll zu ergänzen. Mit der Alltagsinformatik hat die Schule den Einzug des Computers in die Berufs- und Lebenswelt bereits aufgenommen und begleitet. Zusätzlich ist zu bedenken, dass Multimedia zunächst Multicode bedeutet. In unserer bisherigen Kultur der Schriftlichkeit ist insbesondere die Bildkompetenz defizitär, weshalb hier ein Ausgleich vorgenommen werden muss. Ich selber habe versucht, mit



meinem 1997 (bei Klett-Cotta) erschienenen Buch „**Ein Bild ist mehr als ein Bild – Visuelle Kompetenz in der Multimedia-Gesellschaft**“ einen Beitrag zur Theoriebegründung und praktischen Anwendung einer Bildgrammatik zu liefern. Mit der Vervollständigung der Kode-Kompetenzen und der Ausweitung des Textbegriffs zum Gesamttextbegriff braucht man aber keine Revolution zu verbinden, sondern im Grunde geht es um nichts anderes als die Einlösung einer Forderung, welche der Ahnherr der Didaktik, Johan Amos Comenius, schon vor mehr als 300 Jahren an die Schule gestellt hat: „Wenn die Dinge selbst nicht vorhanden sind, so kann man Stellvertreter verwenden, Modelle oder Bilder, die zu Unterrichtszwecken hergestellt worden sind. Derartige Anschauungsmittel sollten für alles Wissenswerte angefertigt und in allen Schulen zur Hand sein.“ Nun – Stellvertreter oder Medien gibt es schon lange und in guter Qualität, aber die Forderung des „zur Hand sein“ (was ja auch heißt: nicht ausgelagert bei der Verleihstelle oder in einer Mediothek) wird erst eigentlich eingelöst, seit **multa media** und **multae machinae** über das Netz auf dem Computerbildschirm als **Multimedia** vereint sind.

Und sogleich meldet sich hier eine alte Forderung mit neuer Dringlichkeit: kein Mediengebrauch ohne Medienpädagogik. Das Reflektieren des Mediengebrauchs führt unter anderem zur Erkenntnis, dass Botschaften an Kodes gebunden sind, an die immer wieder in

Internet oder das allmähliche Verschwinden der Schule?

Erinnerung zu rufende Tatsache, dass es keinen Inhalt ohne Form geben kann. Dass in der Schule transportierte Inhalte auch in früheren Jahrhunderten, vor den technischen Medien also, ebenfalls von den Kodes geprägt waren, vom Zeichensystem der gesprochenen und geschriebenen Sprache, von Stimme, Handschrift und Buchdruck, wurde kaum je in der gebührenden Tragweite erkannt: Dieser Befund ist von Frank Haase zu Recht als „Medienvergessenheit“ moniert worden (Frank Haase, Christian Doelker: **Texte über Medien, Medien über Medien**. Baden-Baden, Nomos 1996). Medien innerhalb der Schule, aber auch außerhalb, können nun in der Tat Unterricht entlasten und – in gewissen Phasen – ersetzen, vor allem dort, wo es um reine Wissensvermittlung, um routinemäßige Lernprozesse und Training geht. Gerade wenn die Nutzung auch in der Freizeit stattfindet, ist ein langer medienpädagogischer Hebelarm von der Schule aus umso notwendiger. Der Erwerb von Medienkompetenz ist indessen ein Prozess, der sich nicht „automatisch“, sozusagen in Selbstregulierung einstellt, sondern der in der Schule gelehrt und anhand vielseitig variiertes und kommentiertes Beispiele erworben werden muss. Eine partielle Entlastung des Unterrichts (von Wissensvermittlung) führt unvermeidlicherweise zu einer zusätzlichen „Belastung“ der Schule mit neuen Aufgaben insbesondere der Vermittlung der berühmten Schlüsselqualifikationen.

Von der Medienpädagogik zur Informationsphilosophie

Im Falle der Medienpädagogik gelten klassische Lernziele wie „Medienaussagen beurteilen können“ auch ganz besonders im Zusammenhang mit der Informationsbeschaffung aus digitalen Quellen, bei denen nicht selbstverständlich eine verbürgbare Qualität von Anbietern die Qualität der Information gewährleistet. Je mehr sich der Datensuchende selbstständig mit Aussagen auseinandersetzen muss, umso unverzichtbarer sind entsprechende Medienkompetenzen.

Es geht dabei nicht einfach um einen Allround-Lehrgang für erfolgreiches Surfen im Netz. Zur medienpädagogischen Ausbildung gehört insbesondere auch die Vorbereitung auf den medialen Umgang in verschiedenen Rollen:

- in der Rolle als Partizipierender an der Informationsgesellschaft (in Belangen der Ausbildung und beruflichen Tätigkeit),
- in der Rolle als Konsument in der Freizeitgesellschaft und insbesondere auch
- in der Rolle als Bürgerin/Bürger in der Demokratie.

Da von der Angebotsfront der Medien her ungeachtet solcher zu differenzierender Bedürfnisse ein Verdrängungswettbewerb um das begrenzte Gut der Aufmerksamkeit der Konsumierenden stattfindet, kommt

dem gesellschaftlichen Bedarf nach einer adäquaten Informiertheit der Bürgerinnen und Bürger eine imperative Bedeutung zu. Und was einmal als „informationelle Grundversorgung“ bei den öffentlich-rechtlichen elektronischen Medien galt, wird durch die Parzellierung im konkurrierenden und – dank Interaktivität – immer stärker individualisierbaren Angebot unterlaufen. Diese Situation wird verschärft durch den aggressiven Auftritt von Boulevardmedien und Werbebotschaften, die nicht nur in wohlabgegrenzten und erkennbaren Werbearealen inszeniert werden, sondern immer mehr auch mit Information und Unterhaltung amalgamiert sind und so auch Wissensinhalte und Unterhaltungsangebote verändern. Zu der in der Schule zu entwickelnden Kritikfähigkeit im Sinne von Unterscheidungs- und Beurteilungsvermögen ist der Erwerb von weiteren Strategien notwendig geworden: von Indifferenzstrategien einerseits und von Sensibilitäts-training andererseits. Wie und wo soll man eine dicke Haut entwickeln und wie und wo kann Dünnhäutigkeit bewahrt oder erzielt werden – abermals neue Anforderungen, denen sich Schule nicht entschlagen kann. Für eine Schule der Zukunft wird sich so die klassische Medienpädagogik in Richtung einer Informationsphilosophie zu erweitern haben, denn in einer Gesellschaft, die sich – vielleicht etwas voreilig – Informationsgesellschaft nennt, darf Information nicht zum Selbstzweck geraten. Wissensinhalte – rasch einmal als Partikel einer Wissensexplosion bezeichnet – müssen selektioniert und eingeordnet werden können. Die Informationsphilosophie ergänzt die drei klassischen philosophischen Grundfragen:

- Was ist wahr? (Erkenntnistheorie),
- Was ist gut? (Ethik),
- Was ist schön? (Ästhetik)

um eine vierte Grundfrage:

- Was ist wichtig?

Solches Abwägen kann nur im personalen Diskurs des Unterrichts gelernt werden, denn an der Angebotsfront der Medien gebärden sich alle Informationen als gleich wichtig, und gerade das Unwichtige versucht durch



Entwurf einer Informationsphilosophie

Internet oder das allmähliche Verschwinden der Schule?

einen besonders schrillen Auftritt aufzufallen. Zudem müssen die atomisierten Inhalte in ein Koordinatensystem des Wissens und von Bildung eingeordnet werden können. Ein solches Koordinatensystem kann nicht unabhängig von einer Darlegung der Kultur- und Ideengeschichte erfolgen. Die Welt zu deuten, ohne Entwürfe der Weltdeutung aus der Geistesgeschichte kennen gelernt zu haben, wäre zu kurzatmig und ephemer.

Schule als Ort der begleitenden Entwicklung

In einer weiterreichenden Perspektive als der einer bloßen Wissensvermittlung ist Schule als ein Ort der Entwicklung zu betrachten. Der Entwicklungsbegriff sollte dabei nicht nur im Sinne von Ontogenese, sondern auch von Menschheitsentwicklung gedacht werden. Sozusagen als Metapher sei das im letzten Jahrhundert von Ernst Haeckel beschriebene so genannte Biogenetische Gesetz beigezogen. Haeckel hatte beobachtet, wie gewisse Stadien des menschlichen Embryos an frühere Stufen der Evolution erinnern, z.B. kiemenartige Gebilde an das Fisch-Dasein. Auch wenn dieses Biogenetische Gesetz nicht in buchstäblichem Sinne zutrifft, lässt sich daraus gleichwohl die Einsicht ableiten, dass Entwicklung einen Nachvollzug früherer Stadien voraussetzt. Die Metapher ließe sich über die fötale Entwicklung hinaus noch weiterführen. Nach der Geburt ist der Mensch als „Mängelwesen“ (Arnold Gehlen) noch nicht lebensfähig, sondern bedarf der buchstäblich tragenden Fürsorge der Mutter. Die nächste personale Umgebung nach dem Verlassen des Mutterschoßes ist damit eine Art zweiter Uterus.

Nach einer entsprechenden körperlich seelischen Entwicklung in der Familie findet nun – immer in Fortführung der gleichen Metapher – ein Übertritt in eine weitere personale Umgebung, die Schule, statt, in der die geistig-intellektuelle Entwicklung gefördert werden kann. Die Schule könnte mithin als eine Art dritter Uterus betrachtet werden, in dem das Hineinwachsen in das kulturelle und gesellschaftliche Umfeld erfolgt. Erik H. Erikson schreibt in ähnlichem Zusammenhang: „Bei der Geburt lässt der Säugling den chemischen Austausch des Schoßes hinter sich und tritt dafür in das soziale Austauschsystem seiner Gesellschaft ein, wo seine allmählich zunehmenden Fähigkeiten auf die Möglichkeiten und Einschränkungen seiner Kultur treffen.“ (Erikson, **Jugend und Krise**. Klett-Cotta, Stuttgart 1970). Dieses Bild der Entfaltung eines reifenden Organismus lässt sich nun koppeln mit dem Haeckelschen Gedankengang: Zur geistig-intellektuellen Entwicklung gehört auch das Nachvollziehen von früheren Stufen der Geistesentwicklung. Es sollte so möglich sein, zu integrieren und aktivieren, was an großen Leistungen in unserer Menschheitsgeschichte gesehen als Geistesgeschichte, erarbeitet wurde:



- die Einordnung in den Kosmos des antiken Menschen, die Geistigkeit des Menschen des Mittelalters,
- die Mündigkeit des Menschen der Moderne und
- die Einfühlung in die Natur des östlichen Menschen. Unverzichtbar scheint mir dabei die Berücksichtigung von Menschenbildern auch aus andern Kulturen als der europäischen.

Die Metapher von der Schule als drittem Uterus soll spürbar machen, dass der personale Bezug in der Schule, also die Begleitung durch eine Lehrperson, tragend ist und deshalb nicht durch „digitales Fruchtwasser“ medialen Unterricht über Internet, ersetzt werden kann. Nicht nur der soziale Bezug ist wichtig und formend, sondern die Begleitung durch eine an Geist und Seele gereifte Persönlichkeit. Die geistesgeschichtlichen Inhalte eignen sich nicht als didaktische Selbstläufer, sondern sollten in der Brechung von denkenden und fühlenden Menschen tradiert und verständlich gemacht werden. Hier ist personale Interaktion, der diskursive Austausch mit Erwachsenen (der Lehrperson) und Peers (den Mitschülern) besonders erforderlich.

Aus der so allmählich entstehenden Vertrautheit mit Erfahrungen, Ideen, Denkmodellen und Werten einer sich gerade auch in solcher Auseinandersetzung erneuernden Kultur gewinnen die Heranwachsenden das notwendige Vertrauen zu sich selbst und in die durch sie mitzugestaltende Gemeinschaft. Erst von einer solchen Orientierungsmatrix aus lassen sich die in den Medien frei schwebenden Inhalte und Optionen sinnvoll einordnen. Der tragende personale Aspekt und die Wichtigkeit der persönlichen Interaktion zeigen mit aller Deutlichkeit, dass Schule nicht durch einen Laptop ersetzt werden kann – wohl aber, dass dem Laptop ein wichtiger Platz in der Schule zusteht.

Prof. Dr. Christian Doelker, Extraordinarius für Medienpädagogik an der Universität Zürich